

Ansprache von Prof. H.H. Hauri, Präsident der ETH Zürich

Autor(en): **Hauri, H.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **88 (1970)**

Heft 23: **Sonderheft der GEP**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-84523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

drei Kategorien der Zusammenarbeit, wovon die Zukunft der ETH abhängt:

- die Zusammenarbeit zwischen den beiden Bundeshochschulen;
- die Zusammenarbeit innerhalb der Hochschule;
- die Zusammenarbeit der Hochschulen mit ihren Freunden im praktischen Leben.

Das Programm der Zusammenarbeit zwischen den beiden ETH klingt einfach: Die Grundausbildung in Zürich und Lausanne wird in jenen Gebieten, die schon heute beiderorts gelehrt werden, auch künftig doppelt und getrennt erfolgen. Sie wird aber derart abgestimmt, dass die Studenten ohne Zeiteinbusse von der einen in die andere Schule hinüberwechseln können. In den Nachdiplomstudien und anspruchsvollen Forschungsrichtungen jedoch sollen die Rollen verteilt werden. Sie doppelt zu besetzen und zudem adaequat auszustatten, erlauben die verfügbaren Mittel schlechterdings nicht. Gemeinsam bilden die ETH-Zürich und die Ecole polytechnique fédérale de Lausanne heute, bei aller Respektierung ihres «génie propre», in den technischen Wissenschaften die «Hochschule Schweiz», nach der so eindrücklich gerufen wird. Gemeinsam müssen sie die schwierigen Schritte tun, um der einfachen Formel den vernünftigen Gehalt zu geben. Die strukturelle Neuerung, wonach die Hausherren der beiden ETH als Vizepräsidenten im gemeinsamen, koordinierenden Schulrat sitzen, wird eine Gewähr dafür bieten, dass bei den Entscheidungen vernünftige Synthesen zwischen den unmittelbaren Interessen der einen oder anderen Schule und den wissenschaftspolitischen Geboten gefunden werden. Selbstverständlich müssen auch die Professoren ihre Kreuz- und Querverbindungen zwischen Lausanne und Zürich intensivieren.

Auch innerhalb der Hochschule gestaltet sich die Zusammenarbeit nicht von selbst. Wie jegliche Entwicklung, welcher zunächst achtbare menschliche Kräfte entgegenwirken, verlangt sie tätigen Willen und bisweilen Selbstüberwindung. Wir befinden uns aber auf gutem Wege. Dies zeichnet sich in der Wandlung der Strukturen der Abteilungen, Departemente und Institute ab und macht auch vor der Arbeitsweise des

Schulrates nicht halt. Namentlich zeigt es sich aber in den Beziehungen zwischen den «Ständen». Professoren, Assistenten und Studenten musizieren zusammen – bildlich gesagt – vivace ma non troppo. Der Stil des unisono ist vorbei. Polyfon kommen die Stimmen, die ja naturgemäss verschieden sind, wirkungsvoll zur Geltung. Sie werden sich, allegro moderato, teils in alten und teils neuen Harmonien finden.

Beim heutigen Anlass liegt mir vor allem die Zusammenarbeit der Hochschulen mit ihren Freunden im praktischen Leben am Herzen. Von ihnen her strömten schon immer Impulse in die ETH und prägten beste Züge ihres Wesens. Die GEP machte sich dabei besonders verdient. Jedes ihrer Mitglieder im Inland wie im Ausland kann auf seinem Wege der alten Schule in mancher Weise helfen. In der angetretenen Periode der Hochschulreform sind wir darauf mehr denn je angewiesen, gilt es doch, die Symbiose zwischen der technischen Hochschule und der äusseren Welt der Wissenschaft und Technik zu wahren und zu festigen. Zudem brauchen wir auch künftig Fürsprecher, welche bei Volk und Behörden das Verständnis für unsere Nöte und Ansprüche lebendig erhalten, und Zeugen, welche die Bedeutung der ETH für den Stand und die Entwicklung des Landes verkünden und verkörpern.

Ich erwähnte die Wegzehrungen, die die GEP und ihre Mitglieder der ETH so oft zuteil werden liessen. Ihrerseits hat die ETH glaube ich, der GEP nie etwas geschenkt, ausser natürlich geistiger Kost. Heute, am 100jährigen Geburtstag, möchte ich nicht vor Ihnen stehen, ohne ein greifbares Präsent zu überreichen. Bei der Wahl habe ich mich in meiner Vaterstadt inspiriert, wo jeder 100jährige Bürger einen bequemen Lehnstuhl erhält.

Ich schenke der GEP heute diesen Klubsessel. Sie kann ihn freilich nicht in ihr Altersstübli stellen. Ein solches hat und braucht die Ewig-Jugendliche nicht.

Mein Vorschlag wäre der: Überlassen Sie der ETH den Stuhl zu getreuen Händen. Er soll im Büro des Schulratspräsidenten jederzeit für jedes Mitglied der GEP bereitstehen. Machen Sie möglichst ausgiebig von dieser «sit in invitation» Gebrauch. Der Kontakt mit Ihnen, mit der GEP, und durch sie mit dem praktischen Leben, ist für die ETH vital.

Ansprache von Prof. H. H. Hauri, Präsident der ETH Zürich

Wenn mir die grosse Ehre zuteil geworden ist, heute hier vor Ihnen sprechen zu dürfen, so glaube ich, dass Sie von mir etwas über die gegenwärtige Lage an unserer Schule und über die Zukunftsaussichten hören möchten. Da ich weiss, wie Sie alle unserer Schule wohlgesinnt sind und dass ihr Schicksal Ihnen am Herzen liegt, werde ich auch die Gelegenheit benutzen, Sie um Ihre weitere Unterstützung und Hilfe bei der Lösung unserer Probleme zu bitten.

Die geschichtliche Entwicklung unserer Schule darzustellen, möchte ich mir schenken, zumal gerade die Zusammenkünfte bei diesem Anlass Gelegenheit genug bieten, Erinnerungen auszutauschen und die «gute alte Zeit» zu preisen. Auch haben wir unter uns eine schöne Anzahl bemooster Häupter, deren Erinnerungsschatz viel weiter zurückreicht als meine bescheidenen 25jährigen Erfahrungen mit unserem Poly.

Immerhin, wenn ich die heutige Lage schildern soll, so muss ich auf die letzten paar Jahre zurückgreifen. Sprechen wir zunächst von der Grösse der Schule. Die Studentenzahlen, das wissen Sie alle, haben in letzter Zeit stets zugenommen, von 4000 im Jahre 1961 auf 5500 im vergangenen Studienjahr, was einer jährlichen Zunahme von durchschnittlich 5% entspricht. Man hat dieses Wachstum oft mit einem vermehrten Interesse unserer Jugend an der Technik oder mit den Verbesserungen im Stipendienwesen begründet. Die statistischen Untersuchungen zeigen uns aber, dass die Zahl der in die ETH Ein-

tretenden seit langem in einem ziemlich konstanten Verhältnis zu den Geburtenzahlen der betreffenden Jahrgänge steht. Von den in Frage kommenden jungen Leuten wählt also stets ein gleichbleibender Anteil das Studium an unserer Schule. Bei jedem Versuch, die Zukunft der Schule vor auszuplanen, stellt sich als erstes die Frage: wird und soll das so bleiben?

Dass die ständig fortschreitende Technisierung unseres Lebens zu einer Umstrukturierung der beruflichen Tätigkeiten führt, ist uns allen wohlbekannt. Im gleichen Masse, wie die Handarbeit abnimmt, steigt der Bedarf an Kopfarbeitern. Wir haben die Verpflichtung, immer mehr jungen Leuten eine Bildung zu ermöglichen, die es ihnen gestattet, geistig anspruchsvolle Berufe zu ergreifen. Damit ist aber noch nicht gesagt, dass diese Vermehrung unbedingt auf der Stufe der technischen Hochschulen zu erfolgen habe. Um uns Klarheit verschaffen zu können, sollten wir zunächst genauer wissen, welche Anforderungen die Welt von morgen an uns stellen wird und welche Bildungswege am besten zum Ziele führen können. Bei uns in der Schweiz kennen wir im technischen Bereich drei Möglichkeiten: Berufsschule, Technikum bzw. Höhere Technische Lehranstalt, Technische Hochschule. Es ist an der Zeit, sich einmal sorgfältig Rechenschaft darüber zu geben, welches die genauen Bildungsziele dieser drei Bildungsstufen sein sollen, und sich ernsthaft die Frage zu stellen, ob nicht vielleicht weitere Bildungsformen gefördert werden sollen, zum Beispiel

eine Ausbildung, die zwischen Berufslehre und Technikum liegt. Vermutlich ist gerade auf dieser Ebene der grösste Bedarf an Arbeitskräften, wie auch die grösste Reserve an Bildungswilligen zu finden. Da der Bund seit einiger Zeit auf alle Stufen, nämlich durch das Bildungsgesetz auf Berufslehre und Technikum und durch die Führung beider Technischen Hochschulen, einen wesentlichen Einfluss ausüben kann, erachte ich es als seine Aufgabe, hier eine echte Koordination anzustreben. Es würde zu weit führen, und es steht mir nicht zu, für alle Bildungsstufen eine Definition geben zu wollen. Immerhin möchte ich versuchen, das Bildungsziel der Technischen Hochschule gegenüber dem Technikum bzw. der HTL abzugrenzen.

In der Praxis der Ingenieure kann man deutlich zwei verschiedene Aufgabenstellungen unterscheiden. Die eine finden wir in der sehr häufigen Situation, eine grundsätzlich bekannte und anderwärts bereits angewandte Lösung auf eine neue, gegebene Situation anzuwenden. Ein Bausystem soll auf andere geometrische Verhältnisse oder Belastungen bemessen werden, eine Maschine soll für andere Leistungen ausgelegt werden oder die Herstellung eines Produktes soll unter anderen Verhältnissen ermöglicht werden. Dies ist die typische Aufgabe des Techniker-Ingenieurs. Er braucht hierfür besonders gute Kenntnisse aller anerkannten Regeln und Normen und so viel Verständnis für deren Grundlagen und Voraussetzungen, um die Grenzen ihrer Anwendbarkeit erfassen zu können.

Gilt es aber, mit völlig neuen Situationen fertig zu werden, unbekannte oder unerprobte Wege zu beschreiten, so braucht man den akademisch gebildeten Ingenieur. Von ihm verlangt man, dass er den Normen kritisch gegenübersteht, dass er die inneren Zusammenhänge bis auf den Grund durchblickt und dass er ein methodisches Vorgehen beherrscht, welches ihm erlaubt, nicht nur neue Ideen zu haben, sondern sie auch kritisch prüfen und dann verwirklichen zu können. Mit dieser vereinfachten Darstellung will ich nicht etwa behaupten, dass Techniker nicht auch erfinden können, oder dass alle Hochschulingenieure Genies sein sollen. Das Leben zeigt uns ja nur zu oft, dass Schulbildung *ein* Ding ist und was der Mensch daraus macht ein anderes. Immerhin, wenn wir uns diese Vorstellung zu eigen machen, ergibt sich einigermassen der Bildungsauftrag an die Technische Hochschule. Unsere Absolventen sollen also nicht in erster Linie treue Anwender anerkannter Regeln und Normen, sondern wissenschaftlich arbeitende Fachleute sein. Ihr Wissen soll so tief in die Grundlagen zurückreichen, dass sie im gegebenen Fall die Verantwortung übernehmen können, von diesen Regeln abzuweichen und sogar neue Regeln zu schaffen. Damit betreten wir auch ein Gebiet, das weitgehend dem Akademiker überlassen wird, nämlich die Forschung. Hier wird es sogar zu seiner eigentlichen Aufgabe, das Überkommene abzustreifen, in Frage zu stellen und Neuland zu betreten.

Wie kann die Schule eine solche Bildung vermitteln?

Voraussetzung Nummer eins ist der Lehrkörper. Wir brauchen Lehrer, welche die von unseren Absolventen geforderten Eigenschaften in höchstem Masse selber besitzen. Zum Glück können wir feststellen, dass sich immer wieder bestausgewiesene Fachleute bereit finden, an unserer Schule zu unterrichten. Auch wenn natürlich die Bezahlung nicht an das heranreicht, was die Privatwirtschaft anbieten kann, so scheinen doch die Möglichkeiten der freien Lehre und Forschung noch immer einen genügenden Anreiz zu bieten. Mehr Sorge bereitet uns die ständige Zunahme der notwendigen Zahl von Lehrstellen. An der ETH-Zürich unterrichten heute 210 Professoren, das sind rund doppelt so viele wie im Jahre 1954, aber trotzdem türmen sich auf unseren Schreibpulten die Gesuche zur Schaffung neuer Professuren. Unsere Prognosen, welche auf Vergleichen mit ausländischen Hochschulen aufbauen, rechnen mit einer jährlichen Zunahme von über 10%. Der Grund liegt natürlich einmal in der allgemeinen Ver-

grösserung der Schule. Daneben aber spiegelt sich hierin die wachsende Diversifikation der Technik. Schon kann man beinahe als Regel sagen, dass bei jedem Rücktritt eines Professors mindestens deren zwei als Nachfolger eingesetzt werden müssen. Man könnte diese Erscheinung natürlich mit dem berühmten Herrn Parkinson abtun, aber damit wird man der Sache nicht gerecht. Der Umfang des technischen Wissens nimmt dermassen lawinenhaft zu, dass ein Mensch, und sei er auch noch so tüchtig, sein Fachgebiet stets noch enger abgrenzen muss, wenn er es wirklich beherrschen will. Wenn wir unseren Studierenden zu einer einwandfreien wissenschaftlichen Bildung verhelfen wollen, so müssen unbedingt für alle Fachgebiete Dozenten gefunden werden, die an der Spitze der Entwicklung stehen. Ein Hochschullehrer, der nicht an der Entwicklung seines Fachgebietes selbst mitarbeitet, gerät nach kurzer Zeit hoffnungslos in den Rückstand. Deshalb müssen wir unseren Professoren die Gelegenheit bieten, forschen oder sich in der Praxis betätigen zu können. Dies bedeutet, dass man ihnen Räumlichkeiten, Laboratorien und Mitarbeiter zur Verfügung stellen muss. Auch für den Unterricht ist eine weitaus grössere Zahl von Dozenten und Assistenten notwendig, als wir heute haben. Sowohl zur geforderten soliden Vermittlung von Grundlagen wie besonders auch zur Erlernung einer schöpferischen Arbeitsweise ist ein enger Kontakt zwischen Schüler und Lehrer unerlässlich. Wir müssen deshalb die Zahl der Professoren und Assistenten noch erheblich erhöhen. In unserer Planung gehen wir davon aus, dass die Verhältniszahl zwischen Studierenden und Professoren, welche schon seit langem nicht unter 30 gefallen ist, auf einen Wert von etwa 20 sinken sollte. Im Durchschnitt möchten wir auch jedem Dozenten drei Assistenten zuteilen können.

Ähnliche Planungsziele müssen wir uns für den räumlichen Ausbau der Schule setzen. Trotz den beträchtlichen Baukrediten, die uns dank der grosszügigen Einstellung unserer Behörden und des Parlamentes gewährt wurden, befinden wir uns noch stets in einem Engpass. Noch hat lange nicht jeder Student seinen Arbeits- und Arbeitsplatz, und für die neuen Professuren fehlen uns die Forschungsgelegenheiten.

Wir stehen gerade dieser Tage im Begriff, dem Bundesrat eine neue Baubotschaft einzureichen, begleitet von einem Mehrjahresplan für den personellen Ausbau und die laufende Finanzierung. Wir sind uns bewusst, dass unsere Forderungen hoch sind, aber wir sind überzeugt, dass diese Mittel unbedingt aufgebracht werden müssen, wenn unsere Schule ihre Aufgabe in der Zukunft erfüllen soll.

Selbstverständlich ist die gute Ausbildung mit Personal, Raum und Geld allein noch nicht gewährleistet. Der Geist, der im Hause herrscht, ist ebenso wichtig. Zwischen Lehrern und Schülern, Mitarbeitern und Schulleitung, muss eine Atmosphäre des Vertrauens und der gegenseitigen Achtung bestehen. Alle müssen den guten Willen zeigen, die grossen Aufgaben der Zukunft gemeinsam anzugehen und sich gegenseitig zu helfen. Wir hoffen sehr, dass die Reformbestrebungen, für welche das neue ETH-Gesetz den äusseren Rahmen bilden soll, in dieser Richtung wirksam sind und dass sich gewisse extreme Standpunkte sinnvoll abbauen lassen.

Vergessen wir zum Schluss nicht, dass die Ausbildung unserer Studierenden nicht im Technischen allein stecken bleiben darf. Die Erscheinungen unserer Zeit zeigen mit grösster Deutlichkeit, welche enorme Verantwortung heute ein Ingenieur der Allgemeinheit gegenüber trägt. Die Technik hat unsere Umwelt dermassen verändert, dass das Gleichgewicht der Natur ständig gefährdet ist und Fehlleistungen der Menschen in Kürze zu Katastrophen führen können. Wer heute eine neue Technik entwickelt, ist nicht nur für deren technische Perfektion verantwortlich, sondern auch für die Folgen der Anwendung. Es wird heute viel darüber diskutiert, wie sich die geistige Haltung unserer Studierenden heben lasse.

Schon die Gründer unserer Schule haben dies bedacht und die sogenannte Freifächerabteilung geschaffen, in welcher eine gewisse Allgemeinbildung vermittelt werden soll. Wir wissen leider alle nur zu gut, dass der Wirkungsgrad dieser Institution zu wünschen übrig lässt. Der junge Mensch, der sich zum Studium an unserer Schule entschlossen hat, ist im allgemeinen von der Technik fasziniert, und nur wenige werden aus eigenem Antrieb sich nebenbei mit geisteswissenschaftlichen Fragen befassen. Wohl sind Bestrebungen im Gange, durch die Einführung von Prüfungen den Besuch dieser Fächer zu intensivieren,

aber dieses Mittel ist nicht gerade sehr sympathisch. Persönlich glaube ich, dass eine grössere Wirkung nur erreicht werden kann, wenn es gelingt, diese Geistes- und technische Unterrichtslehre zu verflechten und wenn sich die Geisteswissenschaftler und die technischen Wissenschaftler zu gemeinsamen Aktionen zusammenfinden.

Liebe ehemalige Polyaner, ich rufe Sie auf, unterstützen Sie uns, helfen Sie uns bei der Lösung unserer Probleme und halten Sie Ihrer Schule die Treue.

Ansprache von cand. chem. E. P. Kündig, Vizepräsident des VSETH

Während drei Jahren haben Sie mit unglaublicher Grosszügigkeit Geld für die Jubiläumsgabe zugunsten der Studenten gespendet. Gleich zu Anfang meiner Rede möchte ich Ihnen dafür unsern herzlichsten Dank aussprechen.

Meine Damen und Herren,

vielleicht erinnern Sie sich des ersten Aufrufs zur Spende vor etwa drei Jahren. In jenem Brief wurden Sie vom damaligen VSETH-Vorstand als Götli gefeiert. Vielleicht haben Sie diese Sätze mit gemischten Gefühlen gelesen. Die GEP als Götli, dessen man sich dann erinnert, wenn es auf Weihnachten und Geburtstag zugeht und man ein grosszügiges Geschenk erwartet. Doch genau das symbolisierte das Verhältnis der Studenten zur GEP – ich muss sagen der wenigen Studenten, die damals wussten, was GEP ist. Denn seien wir uns im klaren: Von hundert Studenten wissen neunzig nichts über die GEP. Sie mögen das für übertrieben halten, doch eher das Gegenteil ist der Fall.

Dies erstaunt nicht, wenn man bedenkt, dass es zwischen GEP und VSETH keinerlei institutionalisierte Kontakte gibt. Nun, in den letzten Jahren ist einiges in Bewegung geraten. Obwohl sich Umwelt und Menschen verändert haben, ist die ETH in ihren Strukturen über 100 Jahre lang gleich geblieben. Vieles, was einmal gut war, wurde durch die Entwicklung überholt, alt und schlecht. Die Studenten haben sich in den letzten Jahren in zunehmendem Masse mit solchen Fragen beschäftigt. Das Referendum gegen das ETH-Gesetz trug erstmals diese Aktivität in die Öffentlichkeit und wohl auch in die GEP.

Betrachten wir nun die Entwicklung der GEP. Aus einer kleinen Gruppe Ehemaliger, die unter sich Freundschaft und Kontakt – auch nach dem Studium – pflegen wollten, ist eine riesige Organisation geworden. Von den 8000 Mitgliedern kennt der Einzelne heute nur noch wenige. Mit den anderen verbindet ihn nur die Vergangenheit, nämlich das Studium an der ETH. Ich glaube, meine Damen und Herren, dass Sie sich selbst einmal fragen müssen, ob diese einzige Gemeinsamkeit eine ausreichende Grundlage für die Tätigkeit der GEP ist.

Wer vor der ETH-Kasse Schlange steht, bemerkt den Kasten der GEP an der Wand mit dem Ausspruch von alt Bundesrat Wahlen: «Unser grosses Anliegen muss es sein, die heranwachsende Generation, den Wissenschaftler und Techniker, zu voll verantwortungsbewussten Menschen heranzubilden». Ich frage mich, weshalb die GEP diesen guten Satz zitiert, hat sie doch bis jetzt kaum etwas zu dessen Verwirklichung unternommen.

Dieses Frühjahr nun wurde die GEP plötzlich mit dem Referendum der Studenten gegen das ETH-Gesetz konfrontiert. Sie musste Stellung beziehen, und das kam gleichzeitig einer Standortbestimmung der GEP gleich.

Die erste Reaktion war Abwehr. Die Aktion der Studenten wollte schlecht in eine Zeit passen, in der sich die Aktivität der GEP voll auf die festliche Vorbereitung des hundertjährigen Jubiläums konzentrierte. Man wollte sich dieses Fest nicht verderben lassen. Das Misstrauen gegenüber den Studenten wuchs. Ja, dem Ausschussprotokoll vom 4.3.69 ist zu ent-

nehmen, dass man mit der Stadtpolizei den Schutz dieser Veranstaltung vor Eindringlingen prüfen wolle.

Nur zögernd setzte man sich mit den Argumenten der Studenten auseinander. Waren es anfänglich noch wenige, die unser Tun unterstützten, so wuchs die Zahl doch ständig. Die Protokolle der Ausschusssitzungen sind beredete Zeugen jener Auseinandersetzung. An der a.o. Generalversammlung vom 26.4.69 war es eine eindeutige Mehrheit, die mit uns in der Ablehnung des Gesetzes einig war.

Nach diesem Ereignis hat die Göttilrolle der GEP ausgespielt. Nicht weil wir keine finanzielle Unterstützung mehr notwendig hätten, oder weil diese nicht mehr gewünscht wird – keineswegs. Aber, was mir letzten Endes wichtiger scheint, wir glauben, damit eine Basis für eine Zusammenarbeit gefunden zu haben. Die GEP tritt jetzt in eine aktive Phase, die sich nicht mehr an der Vergangenheit orientiert, sondern an der Gegenwart und Zukunft, so dass eine breite Meinungsbildung stattfinden kann.

Unter der Überschrift: «Was erwartet der Polystudent von der GEP?» hat Andreas Pritzker im neuesten GEP-Bulletin unsere Anliegen dargelegt:

- Wir erwarten Verständnis gegenüber den Problemen der Hochschule, die Ihnen zum grössten Teil noch aus Ihrer Studienzeit bekannt sein müssen, und auch Verständnis für unsere Art, sie zu lösen.
- Als zweites erwarten wir Aufklärung durch erfahrene Berufsleute über alles, was mit unserem Beruf zusammenhängt, jedoch über das Fachstudium, das uns die ETH vermittelt, hinausgeht.

Um gleich auf eines der vielen Probleme der heutigen Hochschule einzugehen, will ich das Beispiel der elternunabhängigen Finanzierung etwas erklären.

Man kann es ganz einfach ausdrücken: Studieren heisst arbeiten. Wer arbeitet, hat ein Recht auf Entschädigung. Die Arbeit eines Studenten kommt nicht primär seinen Eltern zugute, sondern der Gesellschaft. Deshalb ist es im Ansatz falsch, das Geld für die Entschädigung der studentischen Arbeit den Eltern anzulasten.

Früher stammten die Studenten zu einem noch grösseren Teil als heute aus materiell privilegierten Schichten der Gesellschaft. Der Bedarf an Akademikern war damals gering im Vergleich zu heute, das Prestige um so höher. Die Durststrecke des Studiums konnte besser ertragen werden, denn es winkte ja die gesicherte, gut bezahlte Stellung des Akademikers, der zudem meist selbständig Erwerbender war.

Die einsetzende rasche Entwicklung der Technik schuf neue Ansprüche. Vor allem das industrielle Wachstum verlangte eine grössere Zahl von Akademikern. Dabei muss gesagt werden, dass sich auch das qualitative Bild des Akademikerberufes änderte – anstelle von überwiegend freien Berufen (Arzt, Jurist, usw.) trat der von der Technik bestimmte Beruf. Die vermehrte Nachfrage nach Akademikern hatte zur Folge, dass je länger desto mehr Söhnen, dann auch Töchtern aus mittelständischen Kreisen ein Studium ermöglicht wurde. Da-